

„Aber die Schöpfung soll dauern“

Wenn einer von uns gestorben ist, gehen wir ans Regal, zu den Büchern – betroffen von dem, was wir versäumt haben, uns vergewissernd, was bleibt. Ein Ritual – verächtlich, weil es sich mit dem Verlust arrangiert; ehrenwert, weil es Einverständnis mit dem Tod als einem Teil des Menschenlebens aufbringt. Dazwischen sind Grade – so würde es Fühmann wohl nennen; er aber hat mit Extremen gelebt.

Wir, eine respektable Mehrheit, halten uns zurück vor dem Superlativ und gebrauchen den Komparativ. Er aber nennt, zum Beispiel, eine fensterlose Küche das Schlimmste. Und während er es so nennt, ist es wahrlich das Schlimmste.

Er war nach Ungarn gereist, um einen heiteren Reiseführer zu schreiben, und kam zurück mit der ernsten Bilanz einer Lebenshälfte; das Reiseziel hatte seine Dimensionen extrem verändert. Aber selbst die touristischen Anblicke offenbarten ihm ihr Äußerstes. Haben wir nicht auch den Dackel in der kleinen Straße gesehen mit seiner Unentschiedenheit, wo er hingehört? Franz Fühmann aber sieht in ein paar Minuten alles zwischen drei Leuten und Toni dem Hund, alles „von der Posse bis zum Mord“. Die Markthallenbeschreibung: die Kuchenkarte vom *Café Vörösmarty* – er beschämte unsere trägen Augen. Und er hatte auch das üppige Wort. Darin schienen sich die Extreme des Sinnlichen und des Geistigen vereint zu haben.

In jenem Buch, *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens*, hat er mit einer Rigorosität seine Vergangenheit bilanziert, daß er uns mit der Hoffnung auf die Wandlungsfähigkeit des Menschen auch das Schaudern davor überantwortete. Er hat sich bis vor die Verbrennungsöfen von Auschwitz gedacht.

Eins von beiden: Entweder du warst Faschist, dann wärest du auch in Auschwitz Faschist gewesen. Oder du warst keiner, dann verantworte dich, daß du den Faschismus überhaupt unterstützt hast. Oder du warst ein Drittes, dann warst du einer jener Lauen, die der Herr aus seinem Munde ausspeit.

Dieses Dritte gab es da für Franz Fühmann nicht.

Von den Theaterstücken des vielleicht größten Dichters der Welt, William Shakespeare, teilte er den Kindern mit:

Ihr werdet sie später lesen und auf der Bühne sehen und werdet sie ebenso wenig vergessen können wie das erste große Glück und das erste tiefe Leid in eurem Leben. (So 1968.)

Der Platz der Kunst im Menschenleben, sein Thema – hier eine Variation. Welchem rührendes Extrem, apodiktisch hingestellt: So wird es sein. – Ich schrieb damals, als wir Theaterleute Shakespeare in unsern Häusern abends allen geben wollten, die tags arbeiteten, nun seien sie bei den Kindern – Fühmann als Verbündeter für unser künftiges Publikum – Perdita, Florizel oder Caliban schon so heimisch geworden wie Hänsel und Gretel oder Rumpelstilzchen.

War das ein Extrem, unverantwortlich, weil es nicht mit der Realität – oder der Wahrheit – in gänzlicher Übereinstimmung ist?

1961 hat Franz Fühmann eine Reportage geschrieben, „Kabelkran und Blauer Peter“. Die Schriftsteller waren aufgefordert, in die Betriebe zu gehen; viele haben Nichtssagendes produziert, für viele wurde es ein Fundus ihrer Arbeit. Franz Fühmann war als Lyriker auf die Warnow-Werft gegangen, was er von dort mitbrachte, war imponierend: Das ist es, was nötig ist für den Stoffwechsel der Gesellschaft, für den Umschlag von Kenntnissen. Für Fühmann aber war die Reportage nur ein Teil der Arbeit, der zweite war der Brief an den Minister für Kultur mit dem Datum vom 1. März 1964. Der handelte auch von literaturpolitischen Fragen; der Dichter hat von sich abzeichnenden Notwendigkeiten gesprochen, die später literaturpolitisches Konzept wurden:

Wir brauchen den nüchternen Bericht und das luftigste Phantasiegebilde, wir brauchen das Gegenwartsstück und die Utopie und den historischen Roman, und vor allem brauchen wir Qualität, Qualität und nochmals Qualität.

Aber jener Brief enthielt vor allem die schmerzhaft nötige Absage:

Den ‚großen Betriebsroman‘ werde ich nicht schreiben können, zu dieser Erkenntnis habe ich mich durchgerungen.

Diese Mitteilung mag Irritationen ausgelöst haben von der Reichweite, ob seine Feststellung wirklich stimmt, bis dahin, ob wir von ihm diesen Roman nötiger brauchen als seine Gedichte. Schließlich löste sich solches Grübeln im Respektieren der Haltung, daß jeder das tun muß, was er am besten kann – zum Extrem gesellschaftlichen Auftrags war die individuelle Verantwortung zurückgekehrt.

Wenn wir uns damit beschieden haben, so tat es Fühmann nicht. Zehn Jahre später ging er ins Bergwerk, ein Mann von fünfzig Jahren, zum ersten Mal – unter den Plätzen, an denen materiell produziert wird, ein extremer Ort.

Wir muteten uns manches zu: Sie haben Sinn und Form gelesen (nicht alle und nicht alles), und ich habe Hunte im Streb getreckt.

Das steht in „Schieferbrechen und Schreiben“, 1976 im *Sonntag* erschienen, es war das erste, was die literarische Öffentlichkeit erfuhr vom Plan eines großen Werkes, das über die Erfüllung von Teilfunktionen wie Nachdichtung oder Kinderliteratur hinausgehen würde – „Das Bergwerk“.

Fühmann hat sich dort einem schmerzhaften, qualvollen Sachverhalt ausgesetzt, was Ehrerbietung und allen Respekt verdient. Vor Ort traf ihn die Frage des Häuers „mit dem ratternden Fünfundzwanzigpfundgerät in der Rechten... stoßhaft sprechend“, was er schreibe:

... und diese Frage traf ins Herz.

Sie sei nicht neu gewesen, diese Frage, sie quälte ihn schon viele Jahre, doch an diesem Ort, den er den „Ort meines nächsten Jahrzehnts“ nannte, erschien sie „in zugespitztester Gestalt“:

Der Häuer rutschte erwartungsvoll näher, und diese Erwartung war mehr als Neugier oder das Ausfüllen einer Pause, die einzulegen, soviel begriff ich, er mich nicht nötig gehabt hätte –: Sie war die hoffnungssichere Gewißheit, daß ich, der unbekannte Schriftsteller, der da in seinem Streb herumkroch, ihm das bringen werde, was er offenbar brauchte wie die Gesellschaft sein Kupfer: sein aufbewahrtes Bergmannsleben, und gerade das konnte ich ja nie.

Man könne nur schreiben, was man erfahren habe. Wie viele haben sich der Anstrengung unterzogen, solche Einsicht vor Ort zu erhärten? Sie ist von solcher Redlichkeit, daß man ihr allgemeine Gültigkeit zuzubilligen geneigt ist. Aber Anna Seghers hat es erfahren – siebenhundert Meter tief im Berg, die sieben im Streb eingeschlossenen Männer, als ungefähr am sechsten Tag das Licht der letzten Grubenlampe erlosch und der letzte Bissen Brot und der letzte Schluck Wasser geteilt waren und die Kraft zu Ende, länger auf Leben über Tage zu hoffen. Das sind die ersten, tief ergreifenden dreißig Seiten ihres Romans *Die Rettung*. Sie hat gesagt:

Was bedeutet aber ‚eigene Erfahrungen‘? Ist es das gleiche wie Selbsterleben? Ich zum Beispiel habe Kinder geboren. Aber ich kenne viele großartige Darstellungen von Geburten in Romanen, die Männer geschrieben haben. Eigene Erfahrungen kommen also noch aus anderen Quellen als Miterleben.

Franz Fühmann hat nicht schuld, wenn wir seine Einsicht verallgemeinern wollen. Das Werk von Anna

Seghers ist von einem Rang, der es unbezweifelbar macht, daß es für das Schreiben nicht nur ein Konzept gibt. Ist das eine wertvoller als das andere? Nützlicher für die Gesellschaft, die Literatur braucht? Fragen, die zum Extrem drängen, und Warnung zugleich, uns davor zu hüten; es gilt, die redliche Wahrheit Franz Fühmanns als seine individuelle zu akzeptieren.

Es schien mit der Zeit, als wäre das Bergwerk, ein realer Ort, für Franz Fühmann auch ein mythologischer Ort. Jedenfalls geeignet zum Vergleich der Arbeit in beiden Gewerken, dem der Häuer und dem der Schriftsteller. Ich bin unsicher, ob der Vergleich noch stichhaltig war, als er sagte, Literatur mache man mit Monomanie.

Das Bergwerk erschien in unerwarteten Zusammenhängen. Fühmann hat öfter über seinen Verlust des Gedichts gesprochen: „Das hing damit zusammen, daß gewisse, in der Mitte der fünfziger Jahre aufgeblühte Hoffnungen einfroren und abstarben, und da starb dann auch die Poesie ab, die sich aus diesen Hoffnungen speiste“ - so zu Horst Simon 1981. Margarete Hannsmann zeigte er eine andere Wunde, den Verlust der Landschaft seiner Herkunft, zeigte er sich „die Haut der Heimat abgezogen“. Ungläubig hörten wir ihm zu; Dichterbiographien der Vergangenheit und erst recht der Gegenwart bedenkend, findet sich kaum, daß einer an dem Platz seiner Herkunft bleiben konnte. Dazu den Mann großer Dimensionen in einer „extrem provinziellen Landschaft, abgeschieden, eingeschlossen von vier Bergzügen“ denkend, wie soll das gehen? „Aber es war halt meine Landschaft, und meine Gedichte wurzeln da.“

*Der Adler ist schon verflogen,
Küsten sieht man noch nicht,
doch zwischen Wolken und Wogen
dauert des Menschen Gesicht,
dauern seine zwei Hände,
dauert das hohe Lied
von der Fahrt, von ihrem Ende,
das keiner, das jeder sieht.*

„Die Seefahrer“, wurzelnd im Riesengebirgstal? Die Quelle ihrer dialektischen Härte ließe das Absterben von Hoffnungen zu? In solcher Unwahrscheinlichkeit erscheinen Qualen nackter, Leid, das uns nicht fremd bleiben soll. In einer Klammer steht bei jener Klage über den Verlust der Heimat der hypertrophierte Satz:

... (auch meine Hoffnung, sie im Bergwerk zu finden, ist wohl gescheitert).

In der letzten Zeit haben die Freunde Franz Fühmanns vernommen, daß das Hauptwerk, das Bergwerk, aufgegeben sei. Aber Christa Wolf stellt in ihrem Gedenkwort anheim, die letzten Bücher sind dieses Werk, sind „Bestandteile einer Gesamtarbeit, deren Richtung in die Tiefe ging, in immer weniger bekannte, immer dunklere Bereiche, zu den Ursprüngen hin, den Mythen und Märchen, und in das eigene Innere, die Höhlen des Unbewußten, des Schauerlichen, der Schuld und Scham.“ In programmatischen Äußerungen kurz vor der Arbeitsaufnahme für dieses Werk läßt sich Bestätigung solcher Auffassung finden:

... eine Standortbestimmung im Heute und Hier. Das Problem: Welchen Ort hat der Schriftsteller im System des real existierenden Sozialismus? wird immer mehr zu meinem Zentralproblem. Es hat sich herausgestellt, daß das Bergwerk ein eminent guter Ort ist, darüber nachzudenken. (1979)

Fühmann brauchte den realen wie den metaphorischen Ort. Es hätte sich aufs neue erwiesen, daß der Häuer vom Schriftsteller nicht allein sein in der Literatur aufbewahrtes Bergmannsleben braucht. Allein von den Arbeiten Fühmanns würde für ihn und seine Genossen „König Ödipus“ ebenso nützlich, nötig sein wie „Prometheus“, und einer Reise nach Ungarn etwa hätte *Zweiundzwanzig Tage oder Die Hälfte des Lebens*, das kein heiterer Reiseführer geworden ist, ebenso gedient für den geographischen Ort wie dafür, den nicht

allein zum Reiseziel zu machen. Aber Fühmann, als ihn die Frage ins Herz traf, was er schreibe, arbeitete an dem Essay über „Das mythische Element in der Literatur“. Und später kam sein Trakl-Buch, ein Lebensbuch. Weil es Fühmann auf sich genommen hat einzufahren, konnte er uns mit dem Widerspruch belasten, daß seine Trakl-Arbeit für die, die dort arbeiten, keine unmittelbare Bedeutung habe – ein Widerspruch, der mir äußerst nahe geht, eine Hinterlassenschaft, der wir uns zu stellen haben. Es ist nicht die ganze gesellschaftliche Öffentlichkeit, sondern bestenfalls die literarische, die ihm folgen kann, wenn er mit bebendem Herzen dem Sinn der dunklen Lyrik nachgeht, die Gründe aufzuspüren sich müht, warum sie betroffen macht, und unsere Betroffenheit als Bürgschaft beruft für die Qualität von Dichtung. Fühmann veranlaßt uns, seine Arbeit zusammen mit der des Häuers vor Ort zu denken. Soziologisch ist das leicht gesagt: Gegensatz zwischen geistiger und körperlicher Arbeit. Und daß seine Überwindung im Gange ist. Die Soziologen sagen auch, daß das Tempo dieses Prozesses zunächst falsch eingeschätzt wurde, daß es noch unabsehbar lange Zeit dauern wird. Heißt das, die für Dichtung „Zuständigen“ müssen diese Lage wartend hinnehmen? Heißt das, Annäherungen gehörten nicht in die Verantwortung beider Gewerke? Und es gäbe nur die Extreme ganz oder gar nicht? Vom Ort des Schriftstellers im System des real existierenden Sozialismus reden heißt, auch über die Bitterkeit reden, die aus den noch vorhandenen Entfernungen zwischen körperlich und geistig Arbeitenden existiert. Doch über die Fröhlichkeit auch über jeden Schritt gewonnener Gemeinsamkeit. Ich wüßte nicht, in welchem anderen gesellschaftlichen System das zur herrschenden Kultur gehörte.

Wie könnte ich aufhören, ohne an die Last des Versäumten zu denken. Wie viele Fragen haben wir nicht aufgenommen. Die gleichen Ärgernisse – das satte Selbstbehagen, Unabgegoltene im Heute verdeckt –, aber andere Schlußfolgerungen. Die von Christa Wolf genannten Bereiche, auf die sich Fühmanns Dichtungsverständnis hinbewegte – wer hätte folgen können? Wäre es ein Rückzug gewesen? Oder ein Vorgriff auf kommende Zeiten? Unsere Ansichten darüber, was zu tun sei, damit kommende Zeiten menschenmöglich werden: Der Trakl-Essay ist unerörtert geblieben, der eine Korrektur des tertium non datur – „Es gibt kein Drittes und kann es es nicht geben!“ – des Dozenten für historischen und dialektischen Materialismus an der antifaschistischen Schule für Kriegsgefangene in der Sowjetunion enthält. Es geschah unter der verschärften, existentiell gewordenen Bedrohung der Menschheit durch einen Atomkrieg. Fühmann hat nicht mehr die Darstellung des Dritten aus der Fragestellung Faschist oder Antifaschist aufgenommen – danach hätten wir fragen müssen –, sein mathematisch-logisches Modell $A + B = C$ bedeutet jetzt, angewandt auf Kapitalismus und Sozialismus, „nicht einer allein, und nicht beide, so wie sie jetzt sind, sondern aus beiden etwas Drittes, wenn es nicht die Katastrophe als Letztes sein soll“. Das Bergwerk, nicht nur im Mansfeldischen, sondern auch in Südafrika... Fühmann warnte vor Konkretisierungen als Verengungen. Doch mahnt nicht diese Erinnerung, daß nicht ein Drittes, sondern daß unsere einzige Pflicht zur Verhinderung der letzten Katastrophe ist, koexistenzbereit und -fähig zu sein? In diesem Sinne hat Fühmann auch in seiner Rede vor dem Münchner Stadtrat der bayerischen CSU bei der Verleihung des *Geschwister-Scholl-Preises* nichts Drittes angeboten, hat eine heikle Situation mit der Würde des Wissenden auf sich genommen.

Es wäre jetzt die Zeit gekommen, die imponierende Rigorosität, den Extremismus danach zu befragen, wo er unproduktiv macht, und dabei zu lernen, die komplizierte Balance zwischen dem Machbaren, das nicht mehr zureicht, und dem Wünschenswerten, das noch nicht realisierbar ist, unter den jeweiligen Bedingungen immer aufs neue zu bestimmen. Das Betroffensein von Franz Fühmanns Leben – es ist weiterzugeben an die Unseren, die weitermachen. In seinem Licht ist es nicht Vermessenheit, die Verantwortung eines jeden, also des Ichs, also meine, für die Hoffnung, für tatenfördernde Diskrepanz zwischen Ideal und Wirklichkeit anzunehmen. Denn die Schöpfung soll dauern.

Ursula Püschel, Neue Deutsche Literatur, Heft 11, November 1984